

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 111 (2017)
Heft: 5

Artikel: Eine Welt nach Bedürfnissen und Fähigkeiten : Ansätze eines
Miteinanders jenseits der Tauschlogik
Autor: Dietschy, Beat / Burger, Léa / Habermann, Friederike
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-731289>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Welt nach Bedürfnissen und Fähigkeiten

Ansätze eines Miteinanders jenseits der Tauschlogik

Die feministische Ökonomin Friederike Habermann verfolgt mit dem Konzept Ecommony die Befreiung vom kapitalistischen Tauschzwang. Sie appelliert an den persönlichen Beitrag im Alltäglichen, damit sich unser Wirtschaftssystem transformiert. Dass ein Leben ausserhalb der Geldlogik möglich ist, haben ihr auch soziale Bewegungen gezeigt.

Was Sie in Ihrem Buch Ecommony beschreiben, läuft eigentlich auf eine Entmachtung des Geldes hinaus. Für eine gelehrte Ökonomin ist das ein eher ungewöhnlicher Befund. Wie kamen Sie darauf?

Das war eine langsame Entwicklung. Entscheidend war sicher die Beschäftigung mit den Commons, mit den Gemeingütern, und deren Bedeutung: Ich habe verstehen gelernt, dass erst durch das Geld die «Tragödie der Commons» eintritt, da erst das Geld dazu verführt, sich immer mehr aneignen zu wollen, bis keine Commons mehr da sind. Wesentlich waren dafür auch meine Erfahrungen in sozialen Bewegungen. Ich habe zum Beispiel die Globalisierungsbewegung¹ von Anfang an mitbegleitet. Sie entstand in den 1990er Jahren, angestossen durch Treffen bei den Zapatistas im mexikanischen Urwald. Später gab es eine globale Vernetzung nicht zuletzt von indigenen Basisbewegungen wie etwa den Adivasis aus Indien, von denen ich sehr viel lernen konnte. Dabei faszinierte mich auch das Gefühl der Befreiung, wenn ich nicht in der Tauschlogik des Geldes zu anderen Menschen in Beziehung stehe.

Wie geht das, ausserhalb der Geldlogik leben?

Sicher ist hierfür die Erkenntnis entscheidend, dass wir alle begrenzte Bedürfnisse haben. Ich habe kürzlich zum Grundsatz «nach Bedürfnissen und Fähigkeiten leben» recherchiert. Dabei stiess ich auf die Aussage, dass es ja nicht heisst, «all you want to eat», sondern «all you can eat». Das zeigt genau diesen Unterschied: dass wir durch unsere Lebenszeit und unsere Sinne nur begrenzt konsumieren können und dies in keinem Verhältnis zur Reichums- und Ressourcenverteilung steht, die es im Moment auf der Erde gibt. Deshalb ist es denkbar und praktikabel, sich vermehrt nach Besitz statt nach Eigentum zu organisieren. Besitz heisst: Etwas gehört jenen Menschen, denen es nützt, weil sie es brauchen und nicht, weil sie – als EigentümerInnen – andere von dessen Gebrauch ausschliessen. Würden wir uns der Logik des Gebrauchs entsprechend organisieren, wären wir schon viele Probleme los.

Zudem ist mir immer wichtiger geworden zu verstehen, dass die Menschen ganz grundlegende Konsumbedürfnisse wie Nahrung haben und es viele Menschen gibt, die Hunger leiden. Es ist gleichzeitig aber ebenso zentral anzuerkennen, dass uns der Kapitalismus unserer Freiheit beraubt, mit der Lebenszeit das zu machen, was uns eigentlich im Leben wichtig ist.

Daran knüpft die Idee des bedingungslosen Grundeinkommens: Jeder Mensch bekommt eine bestimmte Summe Geld, um das tun zu können, was sie oder er zu tun wünscht. Dieses System bleibt aber in der Geldlogik verhaftet.

Aus sozialpolitischen Gründen bin ich zwar für das Grundeinkommen, aber ich verbinde damit nicht so starke Transformationshoffnungen wie andere Menschen. Der Fokus auf das Geld könnte sich sogar noch verengen, weil es immer diesen Nimbus hat, dass ein paar wenige das Geld für alle erwirtschaften müssen – was wiederum zur weiteren Abwertung von Tätigkeiten führen kann, die jetzt schon zwei Drittel der Arbeit ausmachen und nicht nach kapitalistischer Logik verwertet werden, sondern, wie die Sorgetätigkeiten, ausserhalb davon stehen.

Mich beschäftigt seit einiger Zeit der Begriff des «Grundauskommens». Ich

habe kürzlich einen Text von 1980 in die Hände bekommen, wo jemand von der «materiellen Grundgeborgenheit» spricht. Es geht darum, dass Menschen ihre Grundbedürfnisse wirklich abgesichert haben und auf dieser Grundlage ein Transformationsschritt gegangen werden kann. Die Menschen hätten dann mehr Freiheiten und könnten sich in der Welt einbringen, ohne erst andere Menschen konkurrieren zu müssen.

Ihnen ist also nicht nur die Absicherung von Bedürfnissen wichtig, sondern auch die Freiheit vom kapitalistischen Erwerbszwang, der uns daran hindert, andere Formen des Tätigseins ausüben zu können?

Ja! Für mich ist immer zentraler geworden: Die grösste Knappheit, die alle Menschen haben, ist die Lebenszeit. Es scheint mir die grösste Freude zu bedeuten, wenn eine Person mit ihrer Lebenszeit das machen kann, was sie erfüllt.

Wie stellen Sie sich diese Befreiung vor? Als eine wesentliche Schranke haben Sie das Eigentum erwähnt, wobei Sie dieses vom Begriff des Besitzes unterschieden haben.

Um diese Unterscheidung verstehen zu können, ist es wichtig, sich bewusst zu machen, dass der Eigentumsbegriff erst ein paar Jahrhunderte alt ist. Die Legitimierung hierfür geht auf John Locke zurück, der sagte: Wenn ich etwas ernte, ist das meins, weil auch mein Körper, mit dem ich ernte, meiner ist. Im nächsten Satz sagt Locke aber, dies gelte dort, «wo genug und ebenso gutes den anderen gemeinsam verbleibt». Im Grunde ist es also gar keine Legitimation von Eigentum, sondern immer noch eine von Besitz. Es ist wie mit Land oder anderen Gütern wie Häusern: Sie sollten denjenigen gehören, die darin wohnen, weil sie die Häuser brauchen. Mit dem Prinzip der Bedürfnisbefriedigung kann man sogar rivalisierende Güter denken, Güter, die weniger werden, wenn man sie gebraucht: Wir alle finden es ja auch normal, mit FreundInnen zu kochen und zu essen, bis wir satt sind – ohne



uns aber die Taschen mit Lebensmitteln vollzustopfen, um die Geldausgabe für die nächste Mahlzeit zu sparen.

Was passiert dabei mit den Produktionsmitteln?

Es ist eine alte Forderung: Sie sollen denjenigen gehören, die sie benutzen. Ich zitiere dazu gerne Jeremy Rifkin, einen der bekanntesten Zukunftsforscher und Ökonomen. Er sagt, dass sich die Frage nach dem Eigentum an Produktionsmitteln auflöst, weil diese immer dezentraler genutzt werden können und gleichzeitig in heutigen Produktionsprozessen so viel vergegenständlichte Arbeit und Wissen vorhanden ist, dass der Preismechanismus im Kapitalismus allmählich ausser Kraft gesetzt wird. Diese These wird etwa auch von den AkzelerationistInnen geteilt. Das finde ich spannend: Sowohl Konsumgüter als auch Produktionsmittel werden zunehmend dezentral organisiert und kommen damit weg von der Frage des Eigentums hin zur Frage, wer sie nutzt.

Das ist einer der Grundgedanken der Commons. Können Sie diese im Blick auf Ihr Konzept Ecommony kurz erläutern.

Commons ist das englische Wort für Allmende oder Gemeingut. Bei John Locke ist noch klar, dass die Erde und alle niederen Lebewesen den Menschen als Gemeingüter gehören, denn die Idee, dass Gott uns alles zur Verfügung stellt, ist die ursprüngliche Herangehensweise – auch in nicht-europäischen Ländern war diese Vorstellung vorherrschend. Gerade aber die europäische Begründung von Locke, manche Menschen könnten «nicht als Teil der bürgerlichen Gesellschaft betrachtet werden, da deren Endzweck die Erhaltung des Eigentums» sei, führte dazu, dass noch Ende des 19. Jahrhunderts in Nordamerika argumentiert wurde, die Indigenen würden das göttliche Gebot nicht erfüllen, sich die Erde untertan zu machen – und deshalb seien ihre Ansprüche auf Land unhaltbar. Auf diese

Weise wurde es möglich, dass heutzutage acht Männer soviel Eigentum und Vermögen haben, wie die untere Hälfte der Menschheit zusammen – nicht zuletzt auch wegen der Illusion des Geldes, immer mehr haben zu können.

Leider werden viele Ansätze anderen Wirtschaftens von kapitalistischen Strukturen durchkreuzt – wenn sich zum Beispiel bei Genossenschaften Geldlogiken und Hierarchien wieder durchsetzen.

Wir müssen also nicht darauf warten, dass zuerst die kapitalistische Funktionsweise an ihr Ende kommt, sondern es bestehen schon vorher Möglichkeiten für ein anderes Leben und Vergemeinschaften?

Meine Inspiration, das Ecommony-Modell zu entwickeln, macht sich fest an bereits existierenden Projekten wie denen der solidarischen Landwirtschaft, Repair-Cafés oder Umsonst-Läden. Meines Erachtens ist es aber nicht unbedingt notwendig, explizit solche Projekte aufzubauen, sondern es beginnt schon damit, dass Menschen auch in ihren Nachbarschaften mit Prinzipien jenseits der Geld- und Tauschlogik zu leben anfangen. Das passiert ja auch tatsächlich! In Deutschland lässt sich zum Beispiel eine ganz junge Bewegung ausmachen, die unterschiedliche Namen wie Yunity oder living utopia trägt und von unconditional sharing ausgeht beziehungsweise ein geldfreies Leben ausprobiert. Im Moment tun sich diese unterschiedlichen «Sammelbecken» als Move Utopia zusammen, und es soll im Juni auf dem Müritzer Kulturkosmosgelände unter dem Titel «Zusammen!treffen! für eine Welt nach Bedürfnissen und Fähigkeiten» eine grosse Zusammenkunft von etwa tausend Leuten geben.

Das macht deutlich, dass dieses Miteinander von der Basis her kommt und im Tun verwirklicht wird.

Ich bin der tiefen Überzeugung, dass alle wirklichen Veränderungen der Welt im Alltäglichen anfangen. Darum ist für mich der eigene, persönliche Beitrag



Friederike Habermann:
Ecommony. Um CARE zum Miteinander.
Sulzbach am Taunus
2016.

ganz zentral – anders als bei den AkzelerationistInnen, die davon ausgehen, dass die Transformation sowieso passieren wird und wir einfach abwarten müssen.

Bräuchten die vielen Graswurzelbewegungen etwas sichtbar Gemeinsames, das die verschiedenen Ansätze versammelt und deutlich macht, dass sie am selben Strang ziehen?

Auf jeden Fall. Vielleicht ist die oben erwähnte Zusammenkunft so eine Möglichkeit – *MOVE* heisst: Miteinander Offen Vertrauensvoll Emanzipatorisch die Zukunft gestalten. Meist fehlt das Bewusstsein, auf Commons ausgerichtete Lebensweisen ins Zentrum des Handelns zu stellen und damit deutlich zu machen, dass man sich bewusst für eine Welt nach Bedürfnissen und Fähigkeiten einsetzt. Vielleicht entsteht mit dem Treffen von *MOVE UTOPIA* so etwas wie damals bei den Zapatistas, als sich ganz verschiedene Menschen aus unterschiedlichen Teilen der Welt trafen, die sich aber für denselben politischen Ansatz einsetzten: Für gelebte Demokratie und Gerechtigkeit, gegen Kapitalismus und jegliche Herrschaftsverhältnisse, auch in den eigenen Strukturen. Sich nach Bedürfnissen und Fähigkeiten zu organisieren, wird überall auf der Welt von sozialen Bewegungen gelebt, aber oft gar nicht als solches erkannt.

Sie haben Indien, das indigene Mexiko oder auch Deutschland erwähnt. Das sind Regionen mit ganz unterschiedlichen Spiritualitäten. Sehen Sie ein Potenzial von Religion, das diesen Veränderungen den Rücken zu stärken vermag?

Ja, ich glaube, dass es da viele Bezüge geben kann. Jesus hat ja auch diesen Prinzipien entsprechend gehandelt – auch wenn ich inzwischen mitbekommen habe, dass TheologInnen seine Wunderheilungen lange als Tausch für die Bekehrung interpretiert haben.

Religionen wie die biblischen leisten auch Widerstand gegen den «Götzendienst»

am Mammon. Sie selbst sagen im Grunde, dass menschliche Beziehungen nicht einer Tauschlogik folgen müssen, sondern sich einer ungeschuldeten Freigiebigkeit verdanken. Kann es eine Haltung des Schenkens sein, die ein anderes Miteinander ermöglicht?

Persönlich spreche ich nicht von Schenken. Ich habe das bei der nicht-kommerziellen Landwirtschaft gelernt, die ihre Produkte frei von der Tauschlogik weggibt und eben nicht von Schenken spricht, sondern von Beitragen. Schenken reproduziert das Bild des Privateigentums: Ich habe etwas und überführe es nun in dein Eigentum. Für mich persönlich ist wie gesagt wesentlich, dass Besitz und Eigentum nicht dasselbe sind.

Ich wünsche mir, dass wir unsere dualen Denklogiken überwinden. In Abgrenzung zum egoistischen Handeln wird gesagt, Schenken sei etwas Altruistisches. Das Schenken bereitet *mir* aber Freude und verspricht einen grösseren Nutzen, als wenn ich das Produkt selber konsumiere. So geht es in den Wirtschaftswissenschaften im Grunde immer um Egoismus.

Der christliche Zwang «du musst möglichst altruistisch sein, damit du in den Himmel kommst» hat – so habe ich einmal gelesen – den theologischen Twist aufmacht, dass du nur altruistisch bist, damit du in den Himmel kommst, also eigentlich aus heilsegoistischen Gründen. Aber solche Dichotomien in unserem Kopf, wie etwa auch Arbeit versus Faulheit oder individualistisch versus gemeinschaftlich, werden oft als Totschlagargumente eingesetzt. Es sind Konstruktionen, die verhindern, dass wir wirklich Neues erkennen können.

Vielen Dank für dieses Gespräch!

Friederike Habermann, *1967, ist promovierte Ökonomin und Autorin, u.a. von «Halbinseln gegen den Strom» (2009). Die Aktivistin und freie Akademikerin wurde in der Umwelt- und Frauenbewegung sowie im globalen Widerstand politisiert und arbeitet zur feministisch-ökologisch und solidarisch ausgerichteten Ökonomie.

friede99@gmx.de

¹ Zum Begriff der «Globalisierungsbewegung», wie ihn Habermann hier verwendet, vgl. *Geschichte wird gemacht. Etappen des globalen Widerstands*. Hamburg 2014.